Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 87 (2012)

Heft: 11: Neubau

Artikel: "Die Studierenden sollen von fertigen Rezepten abkommen"

Autor: Schröer, Ulrike / Binder, Hans / Liechti, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-349020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bilder: z.V.g.

Ulrike Schröer und Hans Binder bilden die Architektinnen und Architekten von morgen aus

«DIE STUDIERENDEN SOLLEN VON FERTIGEN REZEPTEN ABKOMMEN»

Im gemeinnützigen Wohnungsbau geht es nicht nur um gestalterisches und technisches Wissen, sondern auch um soziale und wirtschaftliche Fragen. Die Fachhochschule Burgdorf setzt deshalb bei der Ausbildung der nächsten Planergeneration auf einen interdisziplinären Ansatz und auf Praxisnähe: Für drei Standorte in der Stadt Solothurn entwickelten die Studierenden genossenschaftliche Wohnkonzepte – ein Lernprozess in Sachen Nachhaltigkeit.

Interview: Richard Liechti

***Wohnen:* Der kostengünstige Wohnungsbau ist nicht gerade die Königsdisziplin der Architekten. Im Projektsemester «Nachhaltige Wohnkonzepte Solothurn» haben sich Ihre Studierenden explizit mit genossenschaftlichem Bauen beschäftigt. Warum dieser Fokus?**
Ulrike Schröer: Für das zweite Studienjahr Stufe Bachelor haben wir ein neues Studiosemester entwickelt. Die Studierenden des letzten Jahrgangs hatten Szenarien mit drei verschiedenen Bauträgern durchgespielt: Mietwohnungsbau, Eigentum, Genossenschaften. In diesem Jahr ging es nun darum, sich nicht mehr auf die klassische Familienwohnung zu konzentrieren, sondern Wohntypen für verschiedene städtische Umgebungen zu entwickeln.
Hans Binder: Wir stellten fest, dass bei Miete und Kauf die soziale Dimension des Wohnens zu kurz kommt. Deshalb sagten wir uns: Wenn wir die Nachhaltigkeit ernst nehmen, müssen wir auch diese Komponente einbringen. Und wir fanden rasch heraus, dass Baugenossenschaften längst nicht nur Familienwohnungen für wenig Begüterte bieten, sondern ideal sind für die Entwicklung neuer Wohnformen.

«Die Studierenden lernten, wie eine Genossenschaft funktioniert.»

«Mehr als wohnen» ist denn auch das Motto der Genossenschaften. Wie nimmt man das in der Architektenausbildung auf?
H.B.: Bei der Aufgabe, die wir den Studierenden stellten, ging es nicht einfach um Wohnbaugenossenschaften oder bloss um bauliche und gestalterische Lösungen. Die Studierenden mussten sich vielmehr überlegen: Welches ist das richtige Konzept für welche Zielgruppe? Wir wollen sie dahin führen, dass sie nicht nur in Gestaltung, Technik und Management Kompetenzen entwickeln, sondern auch im sozialen Bereich. Dass sie sich also überlegen: Wie schlagen sich Problemstellungen wie Alters- oder Studentenwohnen in der Architektur und ihrer Umsetzung nieder?
U.S.: Konkret ging es darum, dass sie für jeden Standort Nutzergruppen oder einen Nutzermix definierten und sich dafür ein Genossenschaftsmodell überlegten.

Setzten sich die Studierenden vertieft mit dem Thema «Genossenschaft» auseinander?
U.S.: Ja, sie lernten, wie eine Baugenossenschaft funktioniert, wie sie rechnet, welche Modelle es gibt. Wir haben beispielsweise auch 55-plus-Wohnprojekte besichtigt.

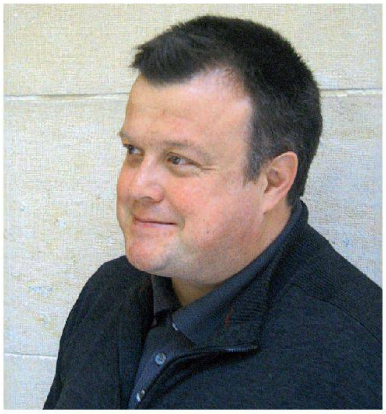
Dabei gibt es gewaltige Unterschiede zwischen einer erfahrenen Baugenossenschaft, die einen Neubau anpackt, und einer Initiativgruppe, die ein genossenschaftliches Altersprojekt auf die Beine stellen will.
H.B.: Gerade deshalb mussten sich die Studierenden auch mit wirtschaftlichen Fragen befassen: Welches Anteilscheinkapital ist für betagte Personen bezahlbar? Welche Miete kann ein Student aufbringen? Was bedeutet es, wenn ich in der Alterssiedlung eine Arztpraxis einrichte? Wie viel kostet das tolle Fitnesscenter in der Studentensiedlung?

Da sind wir bei wirtschaftlichen Überlegungen, wie sie für das kostengünstige Bauen zentral sind.
H.B.: Die Studierenden sollen lernen, sich bei Entwurfsideen stets zu überlegen: Kann ich das überhaupt umsetzen? Was bedeutet es, wenn ich mitten in der Stadt einen Holzbau erstellen will? Gewinne ich Zeit oder dauert es gar länger? Und wenn es länger dauert, welche Zinskosten entstehen dann? Kurz: Sie sollen die Prozesse am Bau verstehen lernen, um so die richtigen Entwurfsentscheide zu fällen.

Ist das in den Musterprojekten gelungen?
H.B.: Ich habe mich gefreut, dass man sogar bei den weniger guten Projekten merkte: Die haben begriffen, dass ein Zusammenhang zwischen den Qualitäten, die man bieten will, und den Kosten besteht. Etwa dass sie gemerkt ha-

ZU DEN PERSONEN

Ulrike Schröer (47), Dr. Dipl. Architektin, hat an der Technischen Hochschule Berlin Architektur studiert. 2002 gründete sie ihr eigenes Architekturbüro in Liestal. Seit 2008 ist Ulrike Schröer Mitinhaberin von Schröer Sell Architekten, Basel. Seit 2010 wirkt sie als Professorin an der Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau in Burgdorf, wo sie zusammen mit Hans Binder für die Neukonzeption des Studiosemesters Stufe Intermediate (2. Studienjahr) verantwortlich ist.



Hans Binder (49), dipl. Arch. ETH SIA, hat an der ETH Zürich Architektur studiert. 1988 eröffnete er ein eigenes Architekturbüro in Winterthur. Seit 1992 unterrichtet er Architektur und Städtebau an der Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau in Burgdorf. Er ist zudem seit 2010 Gastprofessor für nachhaltige Stadtentwicklung an der EPF Sceaux in Paris. Hans Binder leitete das Coachingteam für das Semesterprojekt «Nachhaltige Wohnkonzepte Solothurn».

ben, dass Qualität im Aussenraum viel günstiger ist als irgendwelche gemeinsamen Räume, die eine Reihe von Fragen nach sich ziehen wie die Verwaltung oder Reinigung.

Geben Sie auch Benchmarks vor?
H.B.: In gewissem Sinn ja. In der Mitte des Projekts findet nämlich ein Workshop mit Spezialisten des Kostenmanagements statt. Dort werden die Vorschläge der Studierenden kritisch begutachtet. Da merken sie beispielsweise: «Hoppla, wenn ich direkt an der Aare eine Tiefgarage baue, wird das dreimal so teuer wie üblich. Wird deshalb gar das Gesamtprojekt scheitern?» Das tönt banal, aber solche Überlegungen im frühen Entwurfsstadium sind matchentscheidend.

«Stararchitekten braucht es nur sehr wenige.»

Diese Vertiefung in unterschiedlichste Sachgebiete ist anspruchsvoll.
U.S.: Die Studierenden arbeiteten deshalb in Gruppen – auch dies ist ein wichtiger didaktischer Ansatz dieses Projekts. Jeweils drei Gruppen beschäftigten sich mit einem der drei Standorte und entwickelten unterschiedliche Konzepte. Innerhalb der Gruppe vertieften sich die Studierenden in einzelne Sachgebiete. Das so erworbene Wissen mussten sie dann wieder in die Gruppe einbringen.
H.B.: Das ist auch für den späteren Berufsalltag wichtig. In den Architekturbüros gibt es immer noch viele Einzelkämpfer. Die Studierenden lernen, auch andere Fachleute zu respektieren. Stararchitekten braucht es nämlich nur sehr wenige.

Wie war die Betreuung der Studentenarbeiten organisiert? Auch hier genügte architektonisches Wissen nicht.
U.S.: Das ist ein wichtiger Punkt. Das Konzept des Kurses spiegelt sich nämlich im Betreuungsteam wider. Auch die neun Dozenten deckten unterschiedliche Schwerpunkte wie Technik, Gestaltung und Management ab. So konnten wir den Studierenden ein interdisziplinäres Coaching bieten.
H.B.: Das hat eine enorme Qualität in den Prozess hineingebracht, verlangte aber auch seitens der Lehrpersonen die Bereitschaft, andere Werte als die eigenen gelten zu lassen.

Wie frei waren die Studierenden in der Projektwahl?
H.B.: Wir definierten nur die Prozesse, die sie durchlaufen mussten. Innerhalb dieser Prozesse steckten sie sich selber das Ziel. Das bedeutete eine ungeheure Motivationsspritze. Hiess es bisher: «Entwerfen Sie einen Block mit 16 Familienwohnungen», so durften die Studierenden hier selber entscheiden, ob sie beispielsweise das studentische Wohnen oder ein 55-plus-Modell untersuchen wollen.
U.S.: Einen Lernprozess bedeutete auch der Vergleich der unterschiedlichen Lösungen für den gleichen Standort. Das verhalf zur wichtigen Erkenntnis: Nicht an jedem Ort ist das gleiche Rezept das richtige.

Sie verstehen Nachhaltigkeit in einem umfassenden Sinn, der auch soziale Fragestellungen umfasst. Nur: Spielen diese in der Berufswelt der Architekten überhaupt eine Rolle?
H.B.: Tatsächlich haben wir das Genossenschaftsmodell auch deshalb gewählt, weil es sich gut für das Thema Nachhaltigkeit eignet. Baugenossenschaften denken langfristig und qualitätsvoll. Im klassischen Eigentumsbau geht es dagegen darum, die grösstmögliche Gewinnspanne aus dem Verkauf zu holen – da gibt es nichts zu beschönigen. Wir wollen die Studierenden dazu bringen, von fertigen Rezepten abzukommen, denn unsere Gesellschaft und das Wohnen sind einem Wandel unterworfen.

DORNACHERPLATZ

VERFASSER: MICHA BERGER, LORENZ BETTSCHEN, URS BROTSCHI, ANDREAS VON ROHR, MARIO TRACHSEL.

Das Projekt «Perfluo» soll als Leuchtturmprojekt am Dornacherplatz in Solothurn in mehrfacher Hinsicht Impulse setzen. Die Bebauung schafft mit einer spannenden öffentlichen Stadtraumsequenz einen attraktiven Auftakt des Vorstadtquartiers. Als genossenschaftlicher Bau konzipiert, reagiert er auf moderne Wohn- und Arbeitsbedürfnisse. Das Spektrum reicht von möblierten Einheiten, Singles- und Paarwohnen bis hin zu Wohngemeinschaften. Der urbanen Situation entsprechend dient das Dach als gemeinschaftlicher Aussenraum. Das Projekt stellt zudem die Nachhaltigkeit ins Zentrum: Der Holzbau wurde nach den Kriterien vom Minergie-P-Eco entwickelt und erfüllt die Bedingungen der 2000-Watt-Gesellschaft. Die erreichte Tiefe des Verständnisses von Zusammenhängen von Nachhaltigkeit und Baukonstruktion bis ins Detail ist beeindruckend. Die Arbeit zeigt exemplarisch auf, dass durch die intensive Bearbeitung eines Projektes in enger Zusammenarbeit im Team mehr erreicht werden kann als durch isolierte Einzelarbeiten. *(us)*

Welche Rezepte meinen Sie?
H.B.: Wir erleben das im Architekturbüro immer wieder: Ein Kunde wünscht, dass wir Wohnungen entwerfen. Die Zielgruppe ist ihm egal. Hauptsache, er kann die Wohnungen verkaufen. Wir möchten den Studierenden einen anderen Ansatz aufzeigen: Nämlich dass man sich zuerst überlegt, welche Nutzung man an einem bestimmten Ort möchte, also zuerst eine Zielgruppe definiert und dann überlegt, welcher Betreiber das umsetzen könnte.

Und das wird beim kostengünstigen Wohnen kaum ein gewinnorientierter Investor sein.
H.B.: Die Studierenden erkannten dann eben, dass es vielleicht die Gründung einer neuen Genossenschaft braucht, wenn man am Bahnhof Solothurn studentisches Wohnen verwirklichen will. Und darauf folgte die Überlegung, wie man das nötige Startkapital beschafft. Oder die Erkenntnis, dass man mit einer Büro- oder EG-Nutzung eine Quersubventionierung der Studentenwohnungen schaffen könnte.

Wie setzen die Studierenden das dereinst in die Praxis um?
H.B.: Wir wollen sie befähigen, aktiv an Planungsentscheiden mitzuwirken. Sie sollen wegkommen von der Rolle: «Ich bin der Architekt und kümmere mich ausschliesslich um gestalterische Aspekte – das Betriebliche bestimmt der Bauträger.»

Welche Anforderungen stellen Sie für die Nachhaltigkeit im engeren Sinn, also im energetisch-ökologischen Bereich?
U.S.: Die Studierenden mussten berechnen, ob ihre Projekte den Anforderungen der 2000-Watt-Gesellschaft entsprechen. Minergie war Vorgabe; einige haben ihre Projekte jedoch freiwillig nach Minergie-P konzipiert.
H.B.: In meinem Büro stelle ich fest: Die Nachhaltigkeit ist zwar zu einem Verkaufsargument geworden, aber noch nicht zu einem realen Faktor. Die Banken sehen meist nur die Mehrkosten. Und dem Bauträger fehlt oft das Wissen. Nachhaltigkeit hat zwar Mehrinvestitionen zur Folge, zeitigt dafür langfristig wesentlich tiefere Betriebskosten. Das ist noch nicht in der Baubranche angekommen. Bei den Baugenossenschaften sind die Denkprozesse dagegen anders. Das wollen wir den Studierenden vermitteln – denn die nächste Generation wird damit konfrontiert werden.

«Grosszügige Flats sind nicht schwierig zu entwerfen.»

Nachhaltigkeit bedeutet fast zwingend auch Verdichtung. Da stellt sich die Frage: Muss eine Viereinhalbzimmerwohnung wirklich 120 Quadratmeter Fläche bieten, wenn der Boden derart knapp und teuer ist?
U.S.: Das ist mit ein Grund, warum wir uns bei diesem Projektsemester für genossenschaftliches Wohnen entschieden haben. Grosszügige Flats, wo man seine Visionen ausleben kann, sind nicht so schwierig zu entwerfen. Wir aber wollten die Studierenden motivieren, mit geringen Flächen auszukommen, wie sie ja auch von der 2000-Watt-Idee eingefordert werden.
H.B.: Die Fläche ist natürlich auch eine Frage der Wirtschaftlichkeit. Wann ist eine Familie glücklicher: Wenn sie in jedem Zimmer fünf Quadratmeter mehr hat – oder wenn sie 500 Franken weniger Miete im Monat zahlen muss? Nicht überall ist die Zahlungskraft so gross wie in der Zürcher Agglomeration. Grundsätzlich stellt sich die Frage, wie die Raumbedürfnisse künftig aussehen. Man denke an all die Singles, ans Alterswohnen, an Alleinerziehende oder geschiedene Paare, die sich die Kinderbetreuung teilen. Wir haben viele neue Wohnformen

SPHINXMATTE

VERFASSER: MARCELLO BROGINI, ISIDOR GAFNER, RAFFAEL NIKLAUS, MICHÈLE METZ, OLIVER SPANG, MARIO ZURBRIGGEN.

Das Projekt «Sphinxmattenhof» kommt in einer freier Grünfläche, der Sphinxmatte, nahe der Altstadt Solothurn zu stehen. In der Umgebung finden sich sowohl Einfamilienhäuser, Etagenwohnungsbauten als auch Bauten für betreutes Wohnen. Im Norden grenzt das Areal an ein Schulgelände. Das Projekt bietet an dieser attraktiven Lage einen angemessen verdichteten Wohnungsbau für Familien. Die Gebäudekörper bilden einen gemeinsamen Hof, geschickt bespielt mit unterschiedlichen Teilflächen, die feinfühlig abgegrenzt und verwoben werden. Obwohl die Studierenden im zweiten Studienjahr noch keine Vorlesungen in Landschaftsplanung genossen haben, gelingt ihnen neben einer gut durchdachten Detaillierung der Wohnbauten eine präzise Definition der Atmosphäre in diesem Hof, der unterschiedliche Bedürfnisse in einem ganzheitliches Projekt vereint. Hier kann das familiäre Wohnen vorbildlich gelebt werden. *(us)*

noch nicht erkannt. Das sind Faktoren, die wir ausdiskutieren müssen.
U.S.: Wobei festzuhalten ist, dass wir den Studierenden durchaus auch die Grundkenntnisse des Grundrissentwurfs vermitteln. Kinderzimmer mit acht Quadratmetern würden wir nicht tolerieren.

Haben die Studierenden auch die Mietbelastung unter die Lupe genommen?
U.S.: Ja, sie haben verfügbare Einkommen auf die mögliche Mietbelastung untersucht. Diese wird irgendwann zu gross, und dann funktioniert ein Projekt nicht mehr. Das ist durchaus eine Erkenntnis, die sie mitbekommen.
H.B.: Tatsächlich haben die Studierenden bei ihren Musterprojekten sogar höhere Dichten vorgeschlagen als vorgeschrieben. Und als wir ein Projekt deswegen kritisierten, wollten sie davon auch nicht abrücken und haben lieber andere Lösungen wie Änderungen bei den Nutzungen vorgeschlagen. Auch das muss ein Architekt kennen: Was bedeutet Verdichtung für den Nutzer? Klar ist: Unsere Studierenden werden als Architekten mit höherer Dichte konfrontiert sein und dafür neue Qualitäten suchen müssen.

«Wir haben viele neue Wohnformen noch nicht erkannt.»

Die Studentenprojekte sind nebenstehend dokumentiert. Wie kam der Kontakt zu den Baugenossenschaften und zum Standort Solothurn zustande?
U.S.: Zum einen hatte ich von einem früheren Projekt Kontakt zum Regionalverband Bern-Solothurn von Wohnbaugenossenschaften Schweiz. Man fragte mich an, ob wir uns im Uno-Jahr der Genossenschaften nicht explizit mit diesem Thema auseinandersetzen möchten. Zum andern war der Solothurner Stadtplaner, ein ehemaliger Schüler der Fachhochschule Burgdorf, sofort angetan von dem Projekt.

Sie haben drei der neun Projekte als beispielhaft ausgewählt und in einer Ausstellung gezeigt. Gibt es einen gemeinsamen Nenner? Ragt ein Projekt heraus?
U.S.: Beispielhaft bei allen neun Teams ist sicher das Zusammenspiel der jeweils fünf Studierenden, die ganz unterschiedliche Aufgaben zu lösen und ihr Wissen wieder ins Gesamtprojekt zurückzuführen hatten. Herausragend ist das Projekt «Perfluo» (Dornacherplatz), und zwar sowohl punkto 2000-Watt-Vision als auch für den Integrationsprozess in der Gruppe. Sie hat eine unglaubliche Detailschärfe entwickelt.

Werden diese Visionen einmal Realität?
H.B.: Die Studierenden durften ihre Projekte vor Genossenschafts- und Stadtvertretern präsentieren und mussten sich deren Urteil stellen – auch dies gehört zur Ausbildung eines Architekten. Dabei erhielten sie namentlich von Genossenschaftsseite viel Lob. Auch wenn ihre Visionen wohl nie Realität werden: Über den eigenen Lernprozess hinaus haben sie damit zum Nachdenken angeregt, zu Diskussionen, ja vielleicht sogar zu einer Sensibilisierung für das genossenschaftliche Wohnen. ■

WESTBAHNHOF

VERFASSER: MÉLANIE BASTARDOZ, BORIS GÜNTHERT, VIKTORIA IVANOVA, BENJAMIN VON GUNTEN, KERSTIN WÄLTI.

Das Projekt «Rubik's Cube» entwickelt aus der Analyse des heterogenen Ortes eine sehr dichte Bebauung am Westbahnhof, die künftig als Tor zur Stadterweiterung Solothurns nach Westen verstanden wird. Dabei wird aufgrund der Lage nahe verschiedener Kliniken auch betreutes Alterswohnen angeboten sowie Büro und Dienstleistung. Wichtig war immer auch die Atmosphäre, die mit dem Projekt geschaffen werden sollte. Darum nimmt das Projekt sowohl Bezug auf die industriell geprägten Vorgängerbauten als auch auf die Wohnbauten der Umgebung und schafft so spannungsvolle Gegensätze. Der Versuch, die grösstmögliche Dichte an diesem Standort auszuloten, resultiert in engen Zwischenräumen, deren Qualität im Rahmen des Semesters noch nicht abschliessend bewiesen werden konnte. Dennoch entspricht die Suche nach der höchstmöglichen Dichte einem Grundsatz nachhaltigen Bauens, der künftig sicher noch vermehrt als eine Planerpflicht verstanden wird. Nachhaltigkeit bedeutet aber auch Anpassbarkeit. Das Projekt weist flexible Grundrisse aus, die relativ einfach auf künftige Wohnbedürfnisse angepasst werden können. *(us)*